

¹ Will Herberg, Protestant-Catholic-Jew (Garden City, New York 1960).

² Gerhard Lenski, The Religious Factor (Garden City, New York 1963); Bernard Lazerwitz / Louis Rowitz, The Three Generation Hypothesis: American Journal of Sociology 69 (1964) 529-538; Bernard Lazerwitz, Contrasting the Effects of Generation, Class, Sex, and Age on Group Identification in the Jewish and Protestant Communities: Social Forces 49 (1970) 50-59; Harold J. Abramson, Ethnic Diversity in Catholic America (New York 1973); Hart M. Nelsen / H.D. Allen, Ethnicity, Americanization, and Religious Attendance: American Journal of Sociology 79 (1974) 906-922.

³ Allan Smith, Metaphor and Nationality in North America: Canadian Historical Review 51 (1970) 247-275.

⁴ Unter den wichtigeren Untersuchungen sind zu nennen: Nathan Glazer / Daniel Patrick Moynihan, Beyond the Melting Pot (Cambridge, Massachusetts 1963) und Andrew Greeley, Ethnicity in the United States (New York 1974).

⁵ John Higham, Strangers in the Land (New York 1963).

⁶ Robert N. Bellah, Civil Religion in America: Daedalus (Winter 1967) 1-21.

⁷ The New York Times, 23 december 1952.

⁸ John Webster Grant, «At Least You Knew Where You Stood With Them»; Reflections On Religious Pluralism in Canada and the United States: Studies in Religion 2 (1973) 340-351.

⁹ Jeffrey G. Reitz, Language and Ethnic Community Survival: Canadian Review of Sociology and Anthropology, Special Issue (1974) 102-124.

Übersetzt von Dr. August Berz

JOHN SIMPSON

1936 in Seattle geboren und 1962 zum Pfarrer der Unierten Presbyterianischen Kirche in den Vereinigten Staaten von Amerika ordiniert. Nach Studien am Seattle Pacific College (B.A. 1958), am Princeton Theological Seminary (B.D. 1962; Th.M. 1965) und an der Stanford University (Dr.phil 1972). Assistenzprofessor für Soziologie am Erindale College an der Universität Toronto. Von seinen Veröffentlichungen in Religionssoziologie seien genannt: Presbyterian Laymen and The Confession of 1967: A Case Study in Status Politics: The Christian Ministry, 1, 1970; The Precarious Enterprise of Ministry: Pastoral Psychology, 25, 1976. Anschrift: Erindale College, University of Toronto, Mississauga, Ont. L5L, IC6, Kanada.

Michel de Verteuil, Henry Charles,
Clyde Harvey

Westindien: Alte Nationen und neue Nationen

I.

Zwischen 1492 und 1504 eroberte Christoph Kolumbus eine Inselgruppe in der westlichen Hemisphäre – von Kuba im Norden bis nach Trinidad im Süden – für Spanien. Diese Inseln wurden, zusammen mit einigen Abschnitten des südamerikanischen Festlandes, die Karibischen Inseln, die Antillen oder auch Westindien genannt. Ihr Flächeninhalt beträgt ungefähr 200 000 Quadratmeilen; ihre Bevölkerung von insgesamt neun Millionen umfaßt spanisch, französisch, holländisch und englisch sprechende Völkergruppen, unabhängige Nationen und kleine abhängige Gebiete, modernisierte Staaten und bloße Versorgungswirtschaften.

In diesem Aufsatz werden wir einzig die früheren englischen Kolonien der Karibischen Inseln in Betracht ziehen. Einige von ihnen, z. B. Barbados, Grenada, Guayana, Jamaika, Trinidad und Tobago, sind jetzt politisch unabhängige Staaten; andere, beispielsweise St. Lucia, sind mit England assoziierte Staaten, wobei sie ihre inneren Angelegenheiten selbst regeln, während England weiterhin für die Außenpolitik und die Verteidigung zuständig ist. Insgesamt haben sie

eine Bevölkerung von über vier Millionen. Wenn man von Guayana (83 000) absieht, beträgt ihr Flächeninhalt ungefähr 25 000 Quadratmeilen.

Die Spanier kamen auf der Suche nach den Schätzen Indiens ins Land. Sie fanden zwei Gruppen amerindischer Völker vor: die sanften, friedliebenden Arawaks und die stolzeren Kariben. Dank der päpstlichen Schenkung von 1493 hatten sie das Monopol auf die Erforschung und Kolonisierung dieser Region. Womöglich unterwarfen sie die einheimischen Amerinder und zwangen sie zur Arbeit auf den Plantagen. Die darauffolgenden Entdeckungen auf dem mineralreichen Festland in Peru und Mexiko lenkten die Aufmerksamkeit der Spanier rasch von diesen Inseln ab, und nur wenige Kolonien standen in Blüte. Diese Entdeckungen zogen auch Leute aus anderen europäischen Nationen an. Die Vorherrschaft Spaniens in Europa war bereits von den Holländern, Engländern und Franzosen bedroht, und diese Herausforderung wirkte auf Westindien zurück. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts waren die Holländer schon zu einer Macht in dieser Region geworden, wobei sie sich mehr auf den Handel als auf die Kolonisation konzentrierten; die Briten hatten Kolonien auf Jamaika, Guayana und den Kleinen Antillen, während die Franzosen Hispaniola (Haiti), Guadelupe und Martinique zu ihren Kolonien gemacht hatten. Die meisten der kleineren Kolonien wechselten mehrmals den Besitzer, was zu einer reichen Vielfalt in diesen Kolonien führte – eine Kultursituation, die bis heute besteht.

Diese nichtspanischen Kolonien waren es, die die ersten bedeutenden Einwanderungen in die Region in die Wege leiteten. Ursprünglich Tabakanbauer, gingen die

Kolonisten bald zum Zuckerrohranbau über, der ein großes, starkes, doch un ausgebildetes Arbeiterheer erforderte. Zuerst wurden die Arbeitskräfte vertraglich angeworben und sodann durch Sträflinge aus Europa ergänzt, doch keine dieser beiden Quellen konnte für ständig genügenden Nachschub sorgen. So gingen die Kolonisten zur Arbeit mit Sklaven aus Afrika über, die in der Region bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts gang und gäbe war. Die meisten dieser Sklaven kamen von der Westküste Afrikas und waren für Nord- und Südamerika bestimmt.

Durch die Sklaverei wurden die Afrikaner ihrem Heimatland und Brauchtum entfremdet. Ein Sklave hatte kein Recht auf Familienbande oder religiöse Betätigung. Seine einzige gesellschaftliche Identität bestand darin, seinem weißen Herrn untertan zu sein. Die Sklaverei schuf auf den Karibischen Inseln eine auf Rasse und Wirtschaftsbeziehungen gründende Gesellschaft, mit dem reichen weißen Herrn am einen und dem armen schwachen Sklaven am anderen Ende und mit verschiedenen Farbschattierungen und wirtschaftlichen Abstufungen, welche auch die gesellschaftliche Stellung bestimmten.

Die Sklavenemanzipation (1838 in den britischen Kolonien, 1848 in den französischen und 1863 in den holländischen) führte zu einer Haltungsänderung der Sklaven. Sie wollten nicht mehr auf den Plantagen arbeiten, und dies gab den Anlaß dazu, andere Gruppen zuzuziehen. Man versuchte erfolglos, chinesische und portugiesische Arbeitskräfte heranzuziehen. Am wichtigsten waren die aus Indien angeworbenen Arbeitskräfte, die in großer Zahl nach Trinidad, Guayana und Surinam gebracht wurden. Diese verpflichteten sich für befristete Perioden zur Arbeit; nachher kehrten sie wieder in ihre Heimat zurück oder erhielten kleine Landstücke zur Bebauung. Sie brachten einen ausgeprägten Familiensinn sowie bestimmte religiöse Traditionen, vor allem hinduistische, mit. Im Unterschied zu den Sklaven wurde ihnen gestattet, ihre religiöse und gesellschaftliche Identität beizubehalten.

Der Karibe von heute ist eine Mischung dieser Rassegruppen in einem Wirtschafts- und Gesellschaftssystem, das noch immer das Gepräge der einstigen Sklaverei an sich trägt und am besten als Plantagenwirtschaft bezeichnet wird. Alle diese Inseln sind stark von der Landwirtschaft abhängig; diese stellt sowohl die größte Einnahmequelle als auch den Hauptarbeitsmarkt dar. Die Abkömmlinge der Europäer beherrschen immer noch den Geschäftssektor, obwohl die politische Macht an den meisten Orten in der Hand einer schwarzen Elite mit Universitätsbildung liegt. Auf der Mehrzahl der Inseln machen die aus Afrika Stammenden über 80 % der Bevölkerung aus. In

Guayana sind 55 % der Bevölkerung Inder, während es in Trinidad kaum weniger als 50 % sind. In diesen beiden Ländern spielen die Inder im wirtschaftlichen, politischen und religiösen Leben des Landes eine wichtige Rolle.

II.

Jedes metropolitane Kultursystem in dieser Region drückte seinen kolonialen Untertanen seinen besonderen Stempel auf. Insgesamt hinterließen diese Systeme der karibischen Gesellschaft das Vermächtnis des Imperialismus, politische und wirtschaftliche Fremdherrschaft, Sklaverei, Kontraktwesen, Kulturdomination, Diskriminierung nach Rasse und Hautfarbe und eine äußerst starke Zersplitterung auf der Ebene der Gemeinden, der Nation und der Region.

Das Leben auf den Kariben stellt immer noch vor die schwierige Aufgabe, mit dieser Geschichte zurecht- und über ihre Wirkungen hinwegzukommen.

Um ihr Selbstvertrauen gebracht, haben sich die karibischen Völker, wie die meisten Kolonialvölker, bis in die jüngste Zeit nicht um ihre Vergangenheit gekümmert und ihre Geschichte unbeachtet gelassen. Wenn Kultur auch in der Selbstachtung eines Volkes besteht, im Gedenken an das, was es einst gewesen ist, und an die Möglichkeiten und Fähigkeiten, die in ihm liegen, so war die karibische Kultur bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit sich ihres Wertes nicht bewußt, wenn sie sich nicht gar ihrer selbst geschämt hat. Man hatte das angeborene Gefühl, von dieser Region und ihrem Volk sei nichts Gutes gekommen und könne nichts Gutes kommen. Diese Gesellschaft hielt sich, wie man auf Trinidad sagt, «für nichts gut», importierte ihre Identität mit dem Handel und lebte in virtueller Schizophrenie.

Die Region blieb nicht unberührt von der heutigen Aufwallung des Selbstbewußtseins in früheren Kolonialvölkern. In den letzten Jahren kamen auf den Inseln neue Bewegungen auf und bestrebten sich, weiter voranzukommen in der Entwicklung einer Gesellschaft, die verantwortlich, sich selbst getreu, gesellschaftlich ausgeglichen und echt ist. Man gelangte immer allgemeiner zur Einsicht, daß Lösungen für regionale Mißstände zuerst im Geist der karibischen Völker selbst und mit der Anerkennung der Wirklichkeit, in der sie leben, ihren Anfang nehmen müssen. Es ist Romantik, sehnsüchtig alten Wurzeln in Afrika oder Indien nachzugraben in der Meinung, dies sei die einzige Grundlage, auf der die nationale Identität und die Hoffnung der Region aufgebaut werden könne.

Durch die Region weht heute ein Hauch von vorsichtigem Optimismus, und es wächst der Sinn für die

künftigen Möglichkeiten. Und doch hat man auch Angst vor einem Fehlschlag. In den sechziger Jahren kam es zu keiner politischen Föderation, und in den siebziger Jahren macht die Wirtschaftsföderation nur zaghafte Fortschritte. Auf einigen Inseln haben die Regierungen damit begonnen, die persönlichen und gesellschaftlichen Freiheiten einzuschränken, die Opposition mit Gewalt zum Schweigen zu bringen und der öffentlichen Kritik ihre Ausdrucksmöglichkeiten zu nehmen. Die notwendige Gesetzgebung zur Förderung eines gesünderen Familienlebens und zur Herstellung von Ansatzpunkten zur besseren Entwicklung von Familienmodellen in der Region ist erst noch zu schaffen und auf weiter Ebene zur Durchführung zu bringen. Hohe Arbeitslosenziffern weisen selbst die relativ besser dastehenden Inseln wie Jamaika und Trinidad noch auf; Armut herrscht überall.

Der Charakter der neuen regionalen Bewegungen ist nicht schwer zu verstehen; sie alle sind ihrer Inspiration nach völkisch. Die karibischen Völker haben während ihrer Geschichte nur am Rand ihres Daseins existiert und wurden als weniger wichtig angesehen als Wandel und Profit. Die Unabhängigkeit brachte keine Emanzipation mit sich, sondern es kam zu wenig mehr als zu einer Neuumschreibung des legalen Status; sie zog keine große Veränderung nach sich.

Die Zukunft liegt vor allem bei den jungen Menschen. Auf manchen Inseln sind mehr als 60 % der Gesamtbevölkerung weniger als 25 Jahre alt. In einem anderen Milieu aufgewachsen als ihre Eltern und nicht mit den psychischen und gesellschaftlichen Komplexen belastet, die das Leben vieler älterer Menschen verkrümmt haben, suchen sie die einheimische Basis für eine bessere Zukunftsgesellschaft zu errichten.

Doch bleiben innere und äußere Gefahren bestehen. Innerlich geht ein Voluntarismus, der keine breite Basis im rationalen Denken und in der Geschichte hat, Hand in Hand mit einer Geringschätzung der Disziplin und der Befähigung, Mühen auf sich zu nehmen; äußerlich bleibt die Gefahr, vom mächtigen Nordamerika kulturell und wirtschaftlich aufgesogen zu werden.

III.

Was die Religion der karibischen Völker betrifft, so ist sie ebenso pluralistisch wie ihre Geschichte und Kultur. Dies macht es sehr schwierig, über die Situation zu sprechen. Man muß immer wieder Unterscheidungen treffen und seine Schlußfolgerungen einschränken.

Obwohl die Christen in der Mehrheit sind, gibt es, wie schon erwähnt, sehr viele Hindus und Muslime, insbesondere in Guayana und Trinidad, wo sie mehr

als ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachen. Wie kaum anders zu erwarten, besteht zwischen ihnen und den christlichen Kirchen fast keine Verbindung. Hindus und Muslime haben ihre religiöse Praxis unverändert aufrechterhalten. Namentlich die Hindus sind von ihrer Geschichte in den Kariben beeinflusst worden, haben aber bis heute nicht versucht, die unterscheidenden Merkmale ihrer Religion in diesem Rahmen zu identifizieren.

Sodann gibt es die afrikanischen Religionen oder vielmehr das Gemisch aus afrikanischen Religionen und dem Christentum, zu dem es im Leben der Afrikaner auf den karibischen Inseln kam. Auch hier handelt es sich um einen lebendigen Glauben, obwohl seine Vitalität schwierig auszumachen ist, da viele Anhänger dieser Religionen auch Glieder dieser oder jener christlichen Kirche sind.

Wie in den anderen Ländern besteht auch hier ein großer Unterschied zwischen den stärker strukturierten Kirchen – wie den Anglikanern, Katholiken und Presbyterianern – und den Freikirchen oder Sekten, Baptisten, Pfingstgemeinden und anderen. Somit sind zwei Formen des Christentums vorhanden, die sich in Struktur, Geist und Praxis stark voneinander unterscheiden. Der Unterschied hat darüber hinaus Klassencharakter: den strukturierteren Kirchen wird ein gewisser Status zugeschrieben, während die Freikirchen als Provinz der Armen und weniger Gebildeten gelten.

Besieht man die etablierten Kirchen, so bemerkt man, daß sie etwas Gemeinsames haben, nämlich dies, daß sie praktisch fraglos die von den Mutterkirchen ererbten Modelle des kirchlichen Lebens übernommen haben; den örtlichen Verhältnissen wurde wenig oder überhaupt nicht Rechnung getragen. Und dies gilt nicht nur von einer hochzentralisierten Kirche wie der römisch-katholischen, sondern auch von den anderen. Ein gutes Beispiel dafür ist die Verwendung von Sinnbildern. Die religiösen Symbole der karibischen christlichen Kirchen sind alle europäisch. Jesus und die Jungfrau Maria werden als Europäer dargestellt – mit der geringfügigen Abweichung, daß sie in Hollywoodfilmen (einem wichtigen Faktor bei der Prägung des hiesigen religiösen Empfindens) mit amerikanischem Akzent sprechen, und dies wird von allen akzeptiert.

Eine bemerkenswerte Ausnahme von dieser allgemeinen Regel bildet die Verehrung einer schwarzen Madonnenstatue in einem Dorf namens Siparia im mehrheitlich von Indern besiedelten Gebiet in Trinidad. Dies ist für Hindus wie für Christen einer der beliebtesten Wallfahrtsorte im Lande – ein echtes Beispiel einer aus dem Volk herausgewachsenen religiösen Festlichkeit. Auch wird hier der hl. Martin de Porres

verehrt, der schwarze Dominikanerbruder, der im 17. Jahrhundert in Peru lebte. St. Martin ist ein in der Region sehr populärer Heiliger. In einem Hymnus zu seiner Ehre stehen die Verse:

«Rasse, Stellung und Hautfarbe
bedeuten für dich, Martin, nichts;
für dich sind alle Menschen Gottes Kinder.»

Diese Worte bezeugen, wie es sich auf die Rassenfrage auswirkt, wenn man einen Heiligen wie St. Martin der Porres hat.

Ein anderer Bereich, worin sich die Kirchen ebenfalls gegen die einheimischen Symbole sperren, ist der der Musik. «Kirchenmusik» bedeutet hierzulande das gleiche wie in Europa und Nordamerika. Man beachtet nicht, daß die Trommel im Herzen der großen Mehrheit des Volkes, namentlich der aus Afrika Stammenden, tiefe geistliche Empfindungen zu wecken vermag. Bis in die neueste Zeit galt sie in einer christlichen Kirche für völlig unannehmbar. Auch indische Musik ist im christlichen Gottesdienst nicht zu hören, obwohl die Inder in unserer Region sie sehr lieben. Die Beispiele ließen sich nach Belieben vermehren.

Das gleiche Prinzip läßt sich in der sittlichen Unterweisung der Kirchen feststellen, beispielsweise auf dem Gebiet der Ehe. Die Menschen unserer Region, namentlich die aus Afrika stammenden, haben einzigartige Familienmodelle, die aus ihrer Geschichte erwachsen sind. In vielen Gebieten ist es selten, daß Brautpaare kirchlich heiraten und in fester Verbindung leben; wohl bis zu 80 % der Kinder sind illegitim. Doch in der religiösen Sprache der Kirchen an diesen Orten widerspiegelt sich diese Situation nicht. Der Inhalt der Predigten, die Gebete, die vorgelegten Ideale unterscheiden sich nur wenig von einer Kultur, in der die Kernfamilie die Norm ist.

Kurz, die Religiosität des Volkes drückt sich in Kategorien aus, die mit seinem täglichen Leben nichts zu tun haben.

Die Freikirchen haben auf andere Dinge Wert gelegt. Sie achten sehr auf die Art des religiösen Lebens, nach der die Menschen dieser Region sich sehnen. Hier ein Zeugnis eines unserer westindischen Schriftsteller:

«Ich war der einzige in meinem Dorf, der der Kirche von England angehörte. Meine Mutter, die in dieser Kirche aufgewachsen ist, hat sich neulich entschlossen, sich der Kirche des Nazareners anzuschließen, weil sie das Gefühl hat, daß deren Gottesdienste mehr mit ihrem Leben zu tun hätten, daß sie gemüthafter, erregender, tragischer und beglückender seien.»

Andererseits haben diese Gruppen auf weiten Gebieten des Lebens des Landes, z. B. auf dem Feld der Erziehung, keine große Rolle gespielt. Darum haben manche das Gefühl, die Art der religiösen Erfahrung,

die sie anböten, diene eher dazu, den Sinn des Volkes für seine schlimme Lage zu ertönen, als die Menschen zu ermutigen, ihre Lage zu verbessern.

Diese bunte Vielfalt des christlichen Glaubens und Lebens hat, zusammen mit den starken Begrenztheiten jeder Spielart, zu einer auffallenden «Schachtelung» der Religion geführt. «Schachtelung» einmal in dem Sinn, daß es Gebiete gibt, die einfach außerhalb der Provinz der Religion liegen. Ein Mädchen, das ein außereheliches Kind hat, hat nicht das Gefühl, etwas Unrechtes getan zu haben, und auch die Menschen seiner Umgebung haben dieses Gefühl nicht. Es bleibt ein überzeugtes Glied der Kirche, die, wenigstens formell, sie für schuldig hält. So sind auch manche führende Denker in der Gesellschaft dieses Jahrhunderts zwar tiefreligiöse Männer und Frauen gewesen, doch ihre Religion hat bei der Entwicklung ihrer Ideologien nur eine geringe Rolle gespielt. Viele ihrer Ideale waren eigentlich sehr christlich, Ideale wie Gerechtigkeit für die Unterdrückten, Gleichstellung der Rassen, nationale Identität, aber sie waren nicht aus einer Theologie herausgearbeitet worden, die ihre Ideale mit ihrem Glauben in Verbindung gebracht hätte. Es ist fast so, als ob in ihrem Bewußtsein beides verbindungslos nebeneinander existiert hätte.

Es gibt noch eine andere Art von «Schachtelung»: die der Kirchen selbst. Jede Kirche spielt ihre Rolle, und die Leute erhalten von den verschiedenen Kirchen, was sie jeweils benötigen. Sie machen eine Pilgerfahrt mit, um ein Bedürfnis zu stillen, und besuchen die Messe, um ein anderes zu stillen. Die heutige ökumenische Haltung der Kirchen brauchte diese lange andauernde Praxis vieler ihrer Kirchenglieder nur noch nachträglich zu bestätigen. Das gleiche Phänomen zeigt sich auch bei den Hindus, wie ich weiter oben im Zusammenhang mit der Verehrung der Jungfrau Maria in Siparia erwähnt habe. So ist die katholische Abtei Mount Saint Benedict eine Gebetsstätte für Menschen aller Religionen.

Einige neue Faktoren ändern das Bild der herkömmlichen Religiosität der Region. So das Aufkommen einer Pfingstbewegung bei den Katholiken. Katholiken führen in das Leben der Kirche Elemente ein, die für Christen einer niedrigeren Klasse bezeichnend waren, und tun Dinge, die man früher für unter seiner Würde hielt, indem sie beispielsweise Pilgerfahrten veranstalten oder Heilungsgottesdienste halten oder die Immersionstaufe empfangen. Viele Gläubige reagieren gegenüber diesen Neuerungen mit Unwillen, als ob sie lieber möchten, die Kirche hielte an ihrem traditionellen Stil fest, so daß sie wüßten, wo sie stehen. Sie möchten eine friedliche Koexistenz mit der Vergangenheit.

Ein weiterer neuer Faktor liegt darin, daß vielen aufgegangen ist, welche nicht eindeutige Stellung die Christenheit zu vielen Mißständen der Gesellschaft einnimmt. Die Schuld daran trägt, wie ich schon erwähnt habe, die fraglose Übernahme früherer Modelle, aber auch der Umstand, daß viele Kirchen sich stark auf die Erziehung eingelassen haben, heute aber das Erziehungssystem des Landes angegriffen wird. Viele haben auf diese Einsicht mit heftigen Angriffen gegen das Christentum reagiert.

Während der Rassenkrawalle, die im Jahre 1970 Trinidad erschütterten, wurden viele Kirchengebäude angegriffen und in den beiden Hauptkirchen der Insel die Statuen verunstaltet und schwarz angestrichen.

Darauf folgte eine weitere Bewegung. Viele überzeugte Christen, einige Priester und Pfarrer haben sich entschieden an die Aufgabe gemacht, ihr neues Bewußtsein in das Leben der Kirche zu integrieren. Dies ist vielverheißend für die Zukunft. Die Übergangspe-

riode ist schmerzlich, denn die meisten sind über das, was vorgeht, erschrocken. Doch ist kaum daran zu zweifeln, daß die allgemeine Tendenz dahin geht, das Christentum wirklich an die kulturelle Umwelt zu adaptieren.

Übersetzt von Dr. August Berz

MICHEL DE VERTEUIL

Priester. Studierte am University College in Dublin und an der Universität Freiburg (Schweiz). Gegenwärtig Regens des Regionalseminars.

HENRY CHARLES

Priester. Studierte am University College in Dublin und an der Gregoriana zu Rom.

CLYDE HARVEY

Priester. Studierte an der Universität Westindiens und an der Universität Löwen (Belgien).

Ewa Morawska

Die Polen in Europa und Amerika

Wenn man sagt, daß sich im Verlauf stürmischer historischer Ereignisse etwa insgesamt ein Viertel aller Polen außerhalb der Grenzen des Mutterlandes befand, so wäre dies eine konservative Schätzung. Das Polen des neunzehnten Jahrhunderts, noch halb feudal und politisch von Rußland, Preußen und Österreich-Ungarn geteilt, schickte Millionen seiner Bewohner ins Ausland. Nach 1918 lösten die wachsenden Schwierigkeiten, die den Aufbau eines gerade befreiten Landes bereiteten, einen weiteren Exodus von Tausenden von Polen aus. Später vertrieben die tragischen Ereignisse des Zweiten Weltkrieges und die darauf folgende Machtübernahme durch die Kommunisten in den osteuropäischen Ländern polnische Massen aus ihrem Vaterland.

Obwohl sich Polen oft unerwarteterweise in den entlegensten Gegenden der Erde ansiedelten, so zogen doch einige Regionen größere Anteile der Einwanderer an: in Nordamerika die Vereinigten Staaten, Brasilien und Argentinien in Südamerika, Australien und Westeuropa (Frankreich, Deutschland und Großbri-

tannien). Die weltweite polnische Diaspora ist zweifellos ein faszinierendes Gebiet für soziologische Studien. Leider ist es wegen der spezifischen historischen Bedingungen der polnischen Wanderungsbewegung in bestimmte Länder, ebenso aber wegen der beachtlichen Unterschiede in der sozio-kulturellen Beschaffenheit der aufnehmenden Gesellschaften praktisch unmöglich, das Problem in einem einzigen Beitrag umfassend zu behandeln.

So hatte beispielsweise die Auswanderung aus dem preußischen Teil Polens nach dem westlichen Deutschland um die Jahrhundertwende zunächst den Charakter einer internen, zunächst saisonal bedingten Bevölkerungsbewegung. Sie erlaubte den Polen, sich in den rasch wachsenden Industriezentren des Ruhrgebietes niederzulassen und engen und häufigen Kontakt zu ihren Freunden und Verwandten, die daheimgeblieben waren, aufrechtzuhalten. Auch hatte die traditionell harte und direkt antipolnische Politik des Deutschen Reiches einen bedeutenden Einfluß auf die Stärkung und Festigung nationalistischer Gefühle unter den Einwanderern.

Frankreich, ein historischer Verbündeter und eine Zuflucht für polnische politische Flüchtlinge im neunzehnten Jahrhundert, nahm erst in den Zwanzigerjahren dieses Jahrhunderts größere Mengen auswandernder Arbeiter aus Polen auf. Zehn Jahre später wuchsen die polnischen Kolonien in den Bergbaugebieten des nördlichen Frankreich durch den Zuzug hochspeziali-